

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 61.

Sonntag, 12. März.

1916.

Sintje.

(Nachdruck verboten.)

(7. Fortsetzung.)

Eine Erzählung aus dem alten Brüssel von Clara Schraff.

Die aber, die ihre Maschine dicht neben der Sintjes stehen hatte, war Mieke, die Süßeste, Stillste und Sanfteste von ihnen allen, Mieke, die sich Sintje zur Freundin außerforen hatte.

Eintönig rasselten die Maschinen, die glatte Seide hängte sich an die warmen Hände der Mädchen fest. Und die jungen Augen, die in dem trüben Galsdunkel der Stichtlinie unverdickt folgen sollten, brannten. Oft zitterten die Finger der Arbeiterinnen vor Ungeduld. Der scharfe Essensgeruch, der manchmal aus der benachbarten Küche in das Atelier strömte, erregte die jungen, immer hungrigen Geschöpfe. Doch ob sie auch das Fenster weit aufrißen, immer stand da der Kamin und verwehte neidisch Luft und Licht den Eingang.

Oft sangen sie. Am häufigsten ein Liedchen vom Frühling und von der Liebe.

Sans amour la vie n'est que misère — sans amour — sans amour — sangen sie alle zusammen, die verhaltenen Mädchenstimmen zitterten mit scheuem Flügelschlag über dem lärmenden Treiben der gleichgültigen geschäftigen Maschinen.

Mit ihrem trägen Gang schwankte die dicke Madame Gerard zwischen dem Atelier und dem Empfangszimmer hin und her. Sie war eine echte Marollienne, wenn gleich eine vornehme, reiche. Das feine Wallonenköpfchen thronte fremdartig über dem allzu läppigen Körper der Flamänderin. Mit künstlerischem Raffinement frisiert umrahmte das schwarze Haar in gebauschten Wellen ihr junges, schönes Gesicht.

Sie ging in leichter, weißer, spitzen garnierter Bluse und weißkleinem Unterrock einher, denn ihrem blühenden Fett war immer zu heiß, und einen Kleiderrock trug sie nur Sonntags auf der Straße. Nachlässig bauschte sie vor ihren Kunden die schillernden Seidenstoffe zur Auswahl aus und schrieb träge die Maße auf. Sie kuckte, daß es ihr an Bestellungen nie fehlen würde. Ihr Haus arbeitete zu gut und zu billig, schon ihre Mutter hatte das Geschäft zu seinem jetzigen Ruf gebracht. Und nebenan arbeiteten fleißig ihre Mädchen, die ganz jungen umsonst, die älteren für geringen Lohn. Und dazu verdiente auch noch ihr Mann, der Schlosser, der unter Madames Namen seine Werkstatt hatte.

Hier und da kam er einmal herauf ins Atelier. Die gebückt sitzenden Arbeiterinnen richteten sich unwillkürlich gerade auf, wenn sie seine Schritte die Treppe hinaufkommen hörten. In ihrem Weiberinstinkt fuhren sie geschwind mit ordnender Hand über die Haare, und in den arbeitsmatten Augen glühte neues, funkelndes Leben auf. Trat der Schlosser unter die Tür, hoben sie alle die Köpfe, sogar die bucklige, kleine Bellöke bummelte sich, eine gefälligere Pose anzunehmen. Denn sie waren alle arme gefangene kleine Vögel, denen nach Sonne und Liebe verlangte in ihrem dumpfen Arbeitsraum, und die es schon dankbar empfanden, wenn die Tür einmal aufging, und ein Abgesandter des Lebens, ein Mann unter sie trat, und wenn's auch nur ein schwarzberufter Schlosser war, nur der spärlich verdienende Watte der viel verdienenden Patronin.

„Nun, immer fleißig, ihr Mädchen?“ fragte regelmäßig der Schlosser, indem er sich lauern umschah. Hatte er sich von der Abwesenheit Madames überzeugt, trat er hinter den Stuhl eines der Mädchen und kniff es mit der geschwärzten Hand in die Wade oder tätschelte ihr liebevoll Hals und Arm. „Nun, Kleine, hast du denn schon einen Diebhaber, he?“

Darauf gab ihm das Mädchen eine feste Antwort, oder es kicherte oder errötete verschämt, je nach dem Temperament. Der Schlosser machte keinen Unterschied. Er trat einmal zu dieser, dann zu jener. Wenn aber Madame hereinkam, erbat er sich in aller Höflichkeit von ihr den Rellschlüssel und verschwand wieder. Dann senkten sich die sechs Köpfe, und langsam trat in den jungen Gesichtern die frühere Müdigkeit wieder auf. Weiter schlichen die Stunden, bis die rostige Wanduhr endlich das Zeichen zum Feierabend gab. Dann packten sie zusammen, die einen hastig, die anderen langsam, zögernd, denn nicht alle fohrten gern aus dem düsternen Atelier in ihr Heim zurück. Für manche bedeutete dieses sitzende Arbeiten an der Maschine ein Ausruhen und Feiertaghalten.

Die letzte von allen, die die steile Treppe in Madame Gerards Haus hinunter kam, war immer Mieke. Trotzdem wartete das eilige, unruhige Sintje Tag für Tag geduldig auf die stille Freundin mit dem fausten Madonnengesicht. Sie hatten ein und denselben Weg, denn Mieke wohnte auch in einer Impasse der Hoogstraet, in dem engen, übelriechenden roten Nischengang. Die Mädchen hatten sich nie den Kopf darüber zerbrochen, wie der düstere Schluszwinkel ammer Lumpensammler zu dem lieblichen Namen gekommen sein mochte. Sie erfreuten sich ja alle der duftigsten, poetischen Bezeichnungen, die unsauberen Höhlen und Gänge des Quartier des Marolles. Das Klang wie Rotzschrei entbehrender, in Schmutz und Armut versinkender Menschheit: Palmen-, Kamellen-, Blauweilchengang! Der Sirenenang, die Gasse des Gobets, des Heiligen Geistes! Sintje selbst wohnte ja im Windengang. Winden aber sind leichte, feine, wehende Sommerblumen!

Arm in Arm schlenderten die jungen Marolliennes die Hoogstraet hinauf. Langsam ging Mieke, als eile es ihr nicht, heimzukommen; das schöne Gesicht hielt sie beharrlich gesenkt. Sintjes Augen dagegen suchten hingrig die spärlichen Himmelsflecken, die gleich hellen Vorhängen die kurzen Seitengassen der Hoogstraet abschlossen. Mieke aber mochte in diese lichten Himmelsausschnitte nicht hineinschauen, weil in jedem ein großer, dräuender Schatten stand: der Justizpalast. Wie eine übernatürliche, düstere Erscheinung ragte er in den farbenfrohen Abendhimmel hinein.

Mieke hatte einen großen Bruder, der viele Nächte auswärts zubrachte, und wenn er einmal heimkam, meist eine größere Summe Geldes mitbrachte, ob schon er nirgends in Arbeit fand. Der Stiefvater fragte nicht, woher das Geld käme, und die Mutter auch nicht, sie waren alle froh darüber. Aber eine böse Whoring sagte es Mieke, eines Tages werde der Bruder nie

heimkommen, und jedesmal, wenn der Justizpalast, wo die Verbrecher gerichtet wurden, ihr vor die Augen kam, packte sie die Furcht.

Miese war ein schweigsames, nach innen gefehrtes Geschöpf; trotzdem schloß sich das lebhaftes Fintje eng an sie an, es sah mit einer Art scheuer Bewunderung auf zu ihr, die immer gut blieb und sanft und nie böse Worte gab. Miese hatte sich die Erlaubnis, Madame Gérard's Atelier besuchen zu dürfen, mühsam erringen müssen, denn die Mutter hätte es lieber gesehen, wenn die Tochter ihr bei dem übelriechenden Lumpengeschäft tätig zur Hand gegangen wäre. Die Mutter, alt und gebüht von den Jahren, war eins der Lumpenweiber, die im Morgengrauen mit ihrem grauen Saß Brüssels Straßen durchwandern. „Heb je keen voddén en beenen?“ Ihre Stimme klang heiser von dem ewigen eintönigen Ruf. Miesens kleine Schwester, das Wanjte, war der müden Mutter ein Dorn im Auge: noch ein annäher Mund mehr zu stopfen! Wanjte wurde herumgestoßen und ausgezankt. Miesens fiel es schwer, das mitanzusehen, weil sie die kleine Schwester mit einer heißen, mütterlichen Zärtlichkeit liebte. Und ihr höchster Wunsch war nun, es so weit zu bringen, daß sie einst allein für das Wanjte sorgen könnte, und daß sie dieses einmal mit ihr geborgen in dem Zimmer bei Madame Gérard arbeiten läße. Wenn Miese von daheim erzählte, sprach sie nur von dem Wanjte, lieber aber hörte sie Fintje erzählen vom Bouchenellofeller, von der Heze und vom Marionettenonscheln. Fintje, die immer noch bei der Großmutter in dem engen Kellerverschlag schlafen und des Abends in Domkes erleuchteter Stube sitzen durfte, kam der Lumpensammlerstochter aus dem roten Nischengang vor wie eine glückliche junge Prinzessin.

Fintje selbst aber wollte noch viel höher hinaus, sie war eine del Trap. Ein ungewisses Zukunftsbild schwebte ihr vor, ganz in Duft und Licht gewoben, eine Vision, wie sie gern in düsternen Kellern geboren wird. Das Stillstehen und Steppen und Fischbeinannähen im Korsettgeschäft, das bedeutete für sie nur die erste Stufe auf dem Wege in die Höhe, sicher die langweiligste, geduldheischendste von allen.

Wenn nur bald wieder Firmes wäre! Wenn nur schon Fastnacht wäre! Wenn sich nur irgend etwas ereignen wollte! So eilig hatte es Fintje mit dem Leben! Endlich hatte sie Miesens etwas Neues zu erzählen.

Ein Fremder war zu Papa Doone in die Schenkstube getreten und hatte um Anstellung bei dessen Theater gebeten. Papa Doone war das Angebot just gelegen gekommen, weil es ihm bei den Aufführungen an Stimmen fehlte. Der Fremde nannte sich Jan l'Grand und gab vor, Schauspieler bei einer herumziehenden Theatertruppe gewesen zu sein, was sein modulationsreiches Organ, seine vornehmen Bewegungen und sein schrifttreines Französisch auch beglaubigten. Er saß viel als stummer Zuhörer zwischen den Gästen in der Schenkstube, fing er aber einmal an zu reden, schwieg gleich alles um ihn her, weil er redete wie ein Buch, gewandt und klug; das hastete ihm wohl noch von seinen großen Bühnenrollen an. Und das hatten die Leute gern, einen feinen Schauspieler umsonst diskutieren zu hören; also war Papa Doone froh über diesen hereingezeichneten Gehilfen. Und auch Fintje war erfreut über den neuen, interessanten Hausgenossen.

Sie hatte es immer sehr eilig, aus dem Geschäft heimzukommen, und stürmte dann gleich in Domkes Stube, wo Domke am Tische saß, auf dem immer noch die grünbeschilderte Petroleumlampe leuchtete, und die reparaturbedürftigen Marionetten bunt herumlagen. Der Fremde war nicht so eilig und geschickt mit den Fingern wie Domke, obgleich er schmale und wohlgepflegte Hände hatte. „Faulenzerhände“, sagte Domke verächtlich. „Schauspielerhände“, dachte Fintje, und „Schauspieleraugen“, fuhr sie in Gedanken fort, wenn er die scharfblickenden, graublauen Augen unbefinnert um das Fortschreiten seiner Arbeit aufmerksam in der

Stube umhergleiten ließ, über Domke und die Großmutter und über sie selbst. Solche Augen hat er gemacht, wenn er einen kühnen Ritter zu spielen hatte oder einen mächtigen Fürsten oder gar einen liebenden Prinzen, philosophierte Fintje, so scharfe, kluge, liebe Augen. Und sie, die das Erröten bisher nur vom Hörensagen gekannt hatte, senkte tief das blasser Gesichtchen in das jählings heiße Blutwellen stiegen, sobald diese Augen eine Weile auf ihr haften blieben.

Unwillkürlich dämpfte sie ihre schrille, ungeschulte Stimme, wenn sie zu Jan l'Grand sprach, der immer in einer ruhigen und gesitteten Weise redete und nie gemeine Schimpfsworte gebrauchte. Sie fühlte einen Unterschied im Wesen dieses Fremden gegen das der übrigen Bewohner des Windengangs, wiewolgleich er nicht besser gekleidet ging als diese. Und auch Großmutter empfand den Abstand. Sie ließ sich herbei, eingehender mit ihm zu reden und seinen Antworten einige Aufmerksamkeit zu schenken, als läge es ihr nicht gar fern, sich in diesem und jenem von ihm belehren zu lassen, sie die Heze, die den Haufen bitterer Erfahrungen auf dem Herzen lasten hatte und alles tiefer durchgrübelte hatte als die übrige gedankenlose Menschheit um sie her. Und doch war er noch jung, der ihr in manchen Punkten mit überzeugendem Eifer das Gegenteil ihrer Ansichten beizubringen suchte. Schüttelte sie auch den Kopf dazu, sie hörte ihn doch an. Seltsam aber war es, wie sich dieser fremde, junge Mensch die traurigen Geschichten der Alten zu Herzen nahm. Verwundert sah Fintje ihn an, wenn sich während des Zuhörens seine Brauen wie im Schmerz zusammenzogen, die Stirn sich zornvoll faltete, und die Hände sich zu Fäusten krampften, als habe er, er selbst veräurmt, das Schreckliche, von dem die Alte erzählte, von den unglücklichen Geschöpfen abzuwenden. Aber eins konnten sie sich nie einigen, die Großmutter und der Fremde: der junge Mensch behauptete, das Gesetz sei da zum Schutze der Schwachen, die Heze aus dem Bouchenellofeller aber erklärte, das Gesetz helfe dem Starcken gegen den Schwachen, dem Manne gegen das Weib, dem Vater gegen die Kinder.

„Ihr kennt die Gesetze nicht, sie wollen schützen, nicht vernichten“, ereiferte sich der junge Mann.

„Ich hab' Euch aus dem Leben meiner Kinder erzählt, hat das Gesetz sie geschützt? Hat es mich geschützt, als ich, ein schwaches Kind, hinging, um seine Hilfe anzurufen? Hat es die Kinder nicht von den Vätern vernichten lassen? Oder hat es den Männern das Mißhandeln ihrer Frauen verboten? Oder hat es ihnen das Trinken untersagt?“

Dann schwieg der wortgewandte Fremde und starrte mit nachdenklichen, traurigen Augen vor sich hin. Und der Staat der Marionette, die er in Arbeit hatte, machte keine Fortschritte.

Verächtlich entzog sie Domke endlich den Händen des Träumers. „Faulenzer“, zischelte es dabei zwischen seinen schmalen, blutlosen Lippen.

Domke konnte den Fremden nicht leiden. Er duldete ihn nur widerwillig in seinem Zimmer, an seinem Tische. Konnte der Romöbiant nicht bei den Schwärmern in der Schenkstube bleiben, fleckte die Arbeit etwa, die er im Puppenlazarett vorzunehmen vorgab? Waren sie nicht früher immer allein fertig geworden, er und Fintje? Jetzt arbeitete auch Fintje nicht mehr mit dem alten Eifer, sie sah über ihre Arbeit weg nach dem Fremden und horchte mit geteilten, gierigen Lippen auf alle seine glatten Reden. Warum saß er hier und redete klug mit der Heze? Nicht um der willen, auch nicht um der Heze alte Geschichten anzuhören, sicher nicht. Warum er dasaß und sich in Eifer redete und feurige Augen machte, das glaubte Domke genau zu wissen. Und daß Fintje mit offener Bewunderung auf ihn sah, preßte Domke heimlich bei der Nacht bittere Bornestränen aus. Freilich, es war leicht zu begreifen, der Fremde war groß und schlant und in schönen Reden gewandt, wie ein richtiger Herr, er mußte ihr außerordentlich klug und begehrenswert erscheinen: denn die Mädchen sehen auf

Außere, sie erraten nicht, wie es im Innern eines Mannesherzen aussieht, und ahnen die Klugheit nicht, solange sie sich nicht in klingenden Worten offenbart.

Und Donke zündete des Nachts seine Lampe wieder an und griff nach dem Bogen unter seinem Strohhut und schrieb und schrieb an seinem ersten Theaterstück, wobei die Tränen ihm auf den glühenden Backen trockneten.

(Fortsetzung folgt.)

== Bunte Welt. ==

Aus der Kriegszeit.

Der Sieg der Hygiene im deutschen Gouvernement Warschau. Einen imponierenden Überblick über die großartigen Leistungen auf dem Gebiete des Gesundheitswesens im Verwaltungsbereich des deutschen Generalgouvernements Warschau bietet auf Grund der Veröffentlichung des Kaiserlichen Gesundheitsamtes ein Bericht in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift. Die Aufgaben der örtlichen Gesundheitspflege liegen in den Händen der Kreisärzte, von denen bereits 11 ihres Amtes walteten. Doch sollen sämtliche 49 vormals russische Kreise des Verwaltungsgebietes besondere Kreisärzte erhalten. Die Versorgung des Landes mit praktischen Ärzten machte Schwierigkeiten, so daß sich sowohl die Kreisärzte wie die Truppenärzte an der Behandlung der Zivilbevölkerung beteiligen mußten. Im Bau befindliche Krankenhäuser wurden vollendet, beschädigte wieder instand gesetzt; die Irrenanstalten nahmen ihren Betrieb wieder auf. Mit besonderem Nachdruck verfolgte die deutsche Regierung die Bekämpfung der in Russisch-Polen von jeher wütenden ansteckenden Krankheiten. Die Anzeigepflicht bei Infektionskrankheiten wurde eingeführt, um stets über den Stand der Dinge unterrichtet zu sein; der frühzeitigen Ermittlung übertragbarer Krankheiten dient auch die in den größeren Städten eingeführte Zeichenkaut. Zur bakteriologischen Feststellung der Infektionskrankheiten richtete die Zivilverwaltung eine bakteriologische Untersuchungsanstalt in Lodz ein. Bei der Ermittlung von Krankheiten leisten die Feldschärer gute Dienste, die von den Kreisärzten auch für die Impfungen ausgebildet sind. Zur Absonderung eines jeden Falles einer ansteigepflichtigen Krankheit wurden 250 Absonderungshäuser eingerichtet. Dem Desinfektionswesen wurde die gebührende Aufmerksamkeit zuteil: deutsche Kreisärzte und Desinfektoren bildeten einheimische Kräfte in den übrigen Desinfektionsverfahren aus, wobei sie sich eines zu diesem Zwecke besonders herausgegebenen Leitfadens für Desinfektoren in polnischer Sprache bedienen konnten. In Lodz wurde auch eine Desinfektorenschule errichtet. Von den einzelnen Infektionskrankheiten haben besonders die Pocken in den russischen Weichselgebieten gewüthet und jährlich etwa 11 000 Erkrankungen hervorgerufen. Von der deutschen Verwaltung wurden regelmäßige Impfungen wie zur Zeit der russischen Herrschaft durchgeführt. Außerdem wurden sämtliche Schulkinder vor Ablauf des Jahres 1915 geimpft, soweit sie nicht bereits in demselben Jahre mit Erfolg geimpft waren oder die natürlichen Pocken überstanden hatten. Bei Pockenfällen wurden Notimpfungen in ausgedehntem Maße in der Umgebung des Erkrankten vollzogen. Es fanden bisher etwa 800 000 Impfungen statt, die einen Rückgang der Pocken um fast 60 Prozent zur Folge hatten. Das Pledfieber ist neuerdings nur an einigen Stellen in einer gewissen Häufung von Fällen aufgetreten. Vor allem wurde diese Krankheit, abgesehen von den strengsten Isoliermaßnahmen, durch die Abwehr der Käseplage bekämpft. Außer den 6 großen militärischen Standen der Zivilbevölkerung noch 20 kleinere Sanierungsanstalten zur Verfügung. Die Bevölkerung an den Weichselufern bedient sich einer auf dem Fluß schwimmenden Entlausungsanstalt. Durch diese energische Vernichtung der Krankheitsüberträger kamen kaum noch weitere Übertragungen vor. Zur Verhütung der Ausbreitung der Cholera wurden während des Sommers 1915 in Plock und Bloclawel Überwachungsstellen eingerichtet, die den Schiffsahrts- und Fischereiverkehr kontrollierten. Hierdurch gelang es im Verein mit weiteren Überwachungsstellen, die in Schilf und Thorn eingerichtet waren, die Verschleppung der Krankheit durch die Weichselsschiffahrt vom preussischen Gebiet fernzuhalten. Der durch die große Verbreitung tollwütiger Hunde in Russisch-Polen drohenden Gefahr wurde durch die Tötung vieler Hunde

und die Einführung einer hohen Hundesteuer vorgebeugt. Als vorzuziehende Maßnahmen gegen die Infektionskrankheiten wurden die Fürsorge für die öffentliche Reinlichkeit, wofür in Lodz ein besonderer Aufsichtsbeamter angestellt ist, und Kontrolle der Wasserversorgung durchgeführt. In Lodz sind von 10 000 Brunnen bisher 7000 auf ihre gesundheitliche Beschaffenheit genau untersucht worden. Für genügende Einführung von Arznei- und Desinfektionsmitteln sowie Verbandstoffen wurde gesorgt. Die Untersuchung der Nahrungs- und Genußmittel erfolgt durch das große Nahrungsmittel-Untersuchungsinstitut in Lodz.

Der Industriearbeiter als Soldat. Persönliche Erfahrungen von besonderem Wert über die Eignung des Arbeiters zum Soldaten bietet der seit vielen Monaten im Felde stehende österreichische Arbeiterführer Julius Dielsch in einem umfangreichen Aufsatz der bei Eugen Diederichs in Jena erscheinenden Monatsschrift „Die Tat“. Vor dem Kriege war die Meinung allgemein verbreitet, daß die moderne Industriebewölkerung den hohen Anforderungen des Seeresdienstes im Kriege nicht werde genügen können. Im Gegenzug dazu haben sich die Industriearbeiter als Soldaten auf das glänzendste bewährt. Der Krieg wird ja heute mit allen Mitteln der Technik geführt; jedes Gewehr, jede Kanone ist ein technisches Wunderwerk und jeder Schützengraben mit seinen Holz- und Steinbauten, seinen Maschinengewehren, Beleuchtungsapparaten und Minen eine technische Anlage, die von einer Fabrik nicht allzu sehr verschieden ist. Die technischen Fertigkeiten, die der Industriearbeiter von Haus aus mitbringt, leisten ihm nun bei der Bedienung der Kriegsmaschinen die besten Dienste. Besonders ist dies bei der Artillerie der Fall. „Ich war immer sehr froh“, sagt Dielsch, der Batteriefeldkommandant ist, „wenn unter der Mannschaft möglichst viel Industriearbeiter waren.“ Der Arbeiter ist vertraut mit der Handhabung von Werkzeugen und Maschinen, versteht die Behandlung von Holz und Metallen und vor allem — das ist besonders wichtig — er lernt verhältnismäßig rasch mit den so hoch entwickelten modernen Kriegswaffen umzugehen. Der Industriearbeiter bedient im Kriege Geschütze, Maschinengewehre, Beleuchtungsapparate, wie er im Frieden Drehbänke, mechanische Hämmern oder andere Maschinen bediente. Er kann sich bei leichten Störungen, wie sie immer vorkommen, rascher helfen, er hat gewohnheitsmäßig die Geduld und Zähigkeit erworben, die nötig ist, um aus den Maschinen den größten Ertrag herauszuholen.“ Sodann fällt dem Arbeiter, der an das Zusammenleben und Zusammenarbeiten mit anderen Menschen gewöhnt ist, die im Kriege so wichtige Kameradschaftlichkeit und Verträglichkeit verhältnismäßig leicht. An körperlicher Leistungsfähigkeit mag er wohl hinter dem Landarbeiter etwas zurückstehen, aber er gewöhnt sich rasch auch an diese Forderung im Felde. Deshalb kommt der Verfasser auf Grund seiner ausgedehnten Erfahrungen, ohne dadurch die militärische Tüchtigkeit der Landleute irgendwie schmälern zu wollen, zu der Feststellung, daß die Industriearbeiter sich als vortreffliche Soldaten bewährt haben.

Der Rattenpelz der Pariserinnen. Auch der größte Stolz der Pariser, ihre führende Stellung in allen Angelegenheiten der Mode, scheint durch den Krieg einigermaßen in Verwirrung gebracht worden zu sein. Die Modenachrichten, die während der letzten Monate zu uns drangen, sind so wenig zuverlässig, daß wir selbst ohne Patriotismus und Grenzsperrung wohl auf die Einfuhr der neuesten Pariser Modenerzeugnisse verzichten würden. Fast unglaublich aber klingt, was der „Gaulois“ über den letzten Pariser Modenberocktag zu berichten weiß. „Man ist“, so schreibt das Pariser Blatt, „im Begriff, ein neues Pelzwerk auf den Modemarkt zu bringen. Und wißt ihr, von welchem edlen Tier dieses moderne französische Pelz stammt? Von der — Ratte!“ Die allgemeine Verurteilung des Pelzwerkes in Frankreich einerseits und andererseits die Ratteplage in den französischen Schützengräben haben diesen seltsamen Modenruf veranlaßt. Die „Ratten“, die in ihren Gräben die Ratte zu Hunderten und Tausenden erschlagen müssen, vertreiben sich die Zeit, indem sie die Felle abziehen und gerben. Diese Felle nun sollen zugunsten der Soldaten verkauft und in den Modateliers verarbeitet werden. „Nichts wäre hübscher und patriotischer für eine junge Pariser Dame“, meint der „Gaulois“, „als einen Muff oder Mantel zu tragen, der aus den Fellen von Ratten hergestellt ist, die an der französischen Front hausten!“ ... Des also ist die neueste Kriegsmodeschöpfung: die Pariserin im Rattenpelz. . . .

Schach

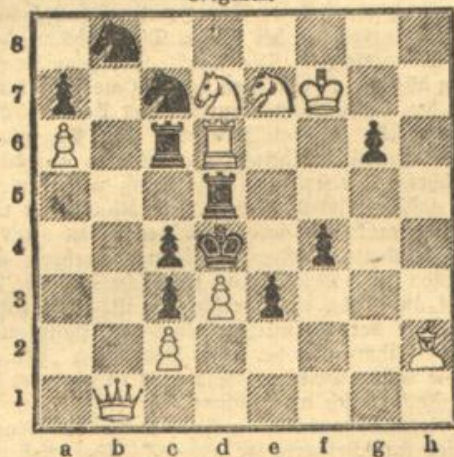
Alle die Schachbezüge betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Organ des Schachvereins Wiesbaden.
Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße.
Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 12. März 1916.

Aufgaben.

438. Theodor Bode in Wiesbaden.
Original.



Matt in 2 Zügen.

434. G. Enderlein in Leipzig.
(Leipz. Neuest. Nachr.)

Weiß: Kb2, Tf2, Lb4, h1, Sd1, Ba2, c3 (7 Stück).
Schwarz: Ka4, Te5, f1, Le6, Bb5, c4, d2 (7 Stück).
Matt in 4 Zügen.

Ein interessantes Problem moderner Richtung!

Partie 157. (Damenbauernspiel.)

Weiß: Marshall. Schwarz: Burn.

- | | | |
|-----------|-------------------|----------------------|
| 1. d2—d4 | d7—d5 | g7—g6 |
| 2. c2—c4 | e7—e6 | Tf8—e8 |
| 3. Sb1—c3 | Sg8—f6 | h7×g6 |
| 4. Lc1—g5 | Lf8—e7 | Lf6—g7 ²⁾ |
| 5. e2—e3 | 0—0 ¹⁾ | f6×g6 |
| 6. Sg1—f3 | b7—b6 | Sb8—d7 |
| 7. Lf2—d3 | Lc8—b7 | Dd8—f6 |
| 8. c4×d5 | e6×d5 | Th1—h8 [†] |
| 9. Lg5×f6 | Le7×f6 | Kg8×h8 |
| | | 18. Dg6—h7 matt. |

¹⁾ Besser war Sb8—d7 mit der Fortsetzung Sf6—e4 oder b7—b6 nebst Lc8—b7. — ²⁾ Schwarz hätte mit Kg8—g7 noch Widerstand leisten können.

Auflösungen.

425 (4 Züge). 1. De2, Tc8 2. Dell, Td8, f8, 3. Dh4+; 2. . . . , Ta8, f8 3. Dh1+; 2. . . . , Tc3+ 3. D×c3; 2. . . . , Tb8 3. L×b8; 2. . . . , Kg8 3. De6+; 1. . . . , Ta8 2. Dh5+, Kg8 3. Dd5+; 1. . . . , Kg8 2. Dc4+, Kh8 3. Dh4+; 2. . . . , Td5 3. D×d5+.

426 (2 Züge). De5.

427 (4 Züge, in der Gottschall'schen Fassung). 1. La4, d5 2. Lc6, d4 3. Td3†; 1. . . . d×e5 2. Lc6, Kf3; 3. Td3†.

428 (2 Züge). 1. Da1.

429 (Endspiel). 1. Df3†, Kc5 2. Lb8† (2. Le3? Dh4) Kd4 3. Df5! (Dg4? Kc3 4. Le5† Kd2 5. Dg2†) Kc3 (d2 4. Le5†, Kd5 5. Lf4† oder 3. . . . Dh8, g7 4. Df4† Kc3 5. Le5†) 4. Lf4! Dh1 5. Dc5† Kb3 (Kb2 6. Le5†) 6. Dc4† Kb2 7. Le5† Kb1 8. Db3† oder 4. . . . Dh4 5. Dc5† Kb2 6. Db4† oder 4. . . . Dh8, g7 5. Le5† oder 4. . . . d2 5. Le5, Kb3 6. Db1†.

430. „Wie oft lassen sich 8 Damen aufs Brett setzen, ohne daß eine die andere schlagen kann?“ Mehrere Löser haben sich mit diesem, von einem Kriegsteilnehmer angeregten Problem beschäftigt, am gründlichsten und erfolg-

reichsten Herr F. S., dessen interessanten Ausführungen wir hier folgen lassen: Zu der Aufgabe 430 gibt es eine ganze Anzahl Lösungen, die zum Teil aus nachstehenden, sogenannten Hauptstellungen entwickelt werden können. Jede Hauptstellung ergibt von den 4 Seiten des Schachbretts aus gesehen 4 Lösungen, welche, von rückwärts gelesen, wieder 4 andere Lösungen bringen, sodaß aus jeder Hauptstellung 8 Lösungen hervorgehen. Nur die Stellung 10 (Mittelstellung) hat das Eigentümliche, daß sie, von je zwei gegenüberliegenden Seiten gesehen, die gleiche Lösung ergibt. Dadurch kommen auf diese Hauptstellung anstatt 8 nur 4 Lösungen.

Hauptstellungen:

	a	b	c	d	e	f	g	h
1)	1.	5.	8.	6.	3.	7.	2.	4.
2)	1.	6.	8.	3.	7.	4.	2.	5.
3)	2.	4.	6.	8.	3.	1.	7.	5.
4)	2.	5.	7.	1.	8.	3.	6.	4.
5)	2.	5.	7.	4.	1.	8.	6.	3.
6)	2.	6.	1.	7.	4.	8.	3.	5.
7)	2.	6.	8.	3.	1.	4.	7.	5.
8)	2.	7.	3.	6.	8.	5.	1.	4.
9)	2.	7.	5.	8.	1.	4.	6.	3.
10)	3.	5.	2.	8.	1.	7.	4.	6.
11)	3.	5.	8.	4.	1.	7.	2.	6.
12)	3.	6.	2.	5.	8.	1.	7.	4.

Richtige Lösungen sandten ein: Zu den Aufgaben 425, 426, 427 und 428 F. S., Dr. M., J. K., Wdw., A. D. und Karl Hofmann in Wiesbaden. Das Endspiel 429 wurde von Wdw. in Wiesbaden und 426 von Gefr. Deubert in Mainz richtig gelöst.

Briefkasten.

Gefr. F. M. Ihre Lösung der Aufgabe 427 in der Stellung vom 27. Februar 1. Kb2, e×d5 2. Lg1, Kd3 u. 3. Lf3 scheitert an 3. . . . Kd3. — M. R. Bei 428 scheitert 1. f6×a7 an 1. . . . Tb6. — Wdw. 423 läßt sich bei richtiger Entgegnung in 3 Zügen nicht lösen. — A. B. Besten Dank für die Mitteilung, daß der Gottschall'sche Vierzüger erstmals im Februar-Heft der „Deutschen Schachzeitung“ von 1883 (Seite 61) veröffentlicht und als Musterstück bezeichnet worden ist.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsellist verboten.

Tauschrätsel.

Last, Birne, Weib, Wolle, Hohn, Sund, Harm, Reigen, Gold, Hans, Weise, Held, Bund, Bast, Meile, Reihen, Zaun, Buch, Feige, Zeile.

Von jedem Wort ist durch Umtausch eines Buchstabens an beliebiger Stelle ein anderes Hauptwort zu bilden. Die neu eingefügten Buchstaben müssen im Zusammenhang eine hohe militärische Würde benennen.

Scherzrätsel.

Im Nil, in Kiel, beim Taschenspiel
Werden drei Pärchen gefunden.
Man kommt zum Ziel, gilt's auch nicht viel,
Werden die Pärchen verbunden.
Sie nennen einen geschlagenen Mann,
Dem weder hinten noch vorna
French, Joffre oder Cadorna
Oder sonst ein anderer helfen kann.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 109.

Akrostichon: Paul, Feier, Leim, Angel, Name, Zelle, Esche, Rad, Becher, Astern, Leier, Torte, Iran, Note, Pflanze-Baltin. — Charade: Vierwaldstädter See.

Für die Kinder.

Die letzte Knacknuß in der „Illustr. Kinder-Zeitung“, deren Lösung unsere jungen Leser in der heutigen Nummer finden, wurde richtig gelöst von: Ernst Blankenbach, Nelly Krug, Karl Müller, Helene Ratner, Fritz Reich, Röschen Werner und Gerhard Wüsten in Wiesbaden, sowie von Fritz Weber in Luxemburg.